

Vandenhoeck & Ruprecht

Heft 3 | 2013 | ISSN 2191-995X

# INDES

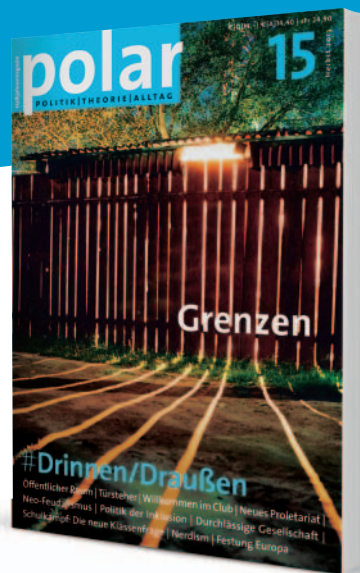
ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND GESELLSCHAFT

## RAUSCH UND RATIONALITÄT

Jörg Magenau **Beraushtes Schreiben** Robert Lorenz / Matthias Micus **Die  
Leidenschaftslosigkeit der politischen Eliten** David Bebnowski **Pure Vernunft  
darf niemals siegen!** Franz Walter **Skeptische Betrachtungen zur Lage der  
Demokratie** Interview mit Ingolfur Blühdorn **Simulative Demokratie**

Für alle, die es wissen wollen.

# Wer ist drinnen? Wer ist draußen?



Mit dem sozialen Gefälle wachsen auch die Grenzzäune – nicht nur zwischen einzelnen Ländern und Regionen, sondern auch innerhalb der Gesellschaften. polar 15 wirft einen Blick auf die Grenzpolitik in Europa und den USA, aber auch auf die unzähligen »Illegalen«, die inkognito unter uns leben. Ein Heft über die Desolidarisierung der Mitte und den Verlust des öffentlichen Raums, über die Chancen der Inklusion und den Abbau von Blockaden, über die neuen Grenzen in und um Europa, über Grenzverwischungen und geschützte Räume, die nach Grenzziehung verlangen. **2013. 192 Seiten. ISBN 978-3-593-39977-5**



**campus**

Frankfurt. New York

## EDITORIAL

≡ Lars Geiges/Katharina Rahlf

Der Wahlabend – ein Rausch der Zahlen, Analysen und Deutungen. Meinungen, Aussagen und O-Töne treffen auf Hochrechnungen, Prozentpunkte und Sitzverteilungen. Jedes Wort erhält Bedeutung und ist dennoch machtlos gegenüber der Kraft der Zahlen. Dabei ist der Vorgang an sich reichlich simpel: Es werden Kreuze auf Zetteln ausgezählt. Doch die begleitende Kommentierung ist von höchster Bedeutung: Es geht um die Macht im Land. Die Faszination des Abends speist sich auch aus den Gegensätzen: Auf der einen Seite berauschte Akteure und begeisterte Beobachter; auf der anderen Seite die Kühle von Addition und Prozentrechnung.

Nun wird in dieser *INDES* keine Vor- oder Nachwahlbetrachtung betrieben, es finden sich auch keine Wählerwanderungsanalysen oder parteiprogrammatischen Auswertungen. Das alles hat seinen Platz in der aktuellen Tages- und Wochenpresse, wird sich natürlich auch, mit einigem zeitlichen Abstand, in Fachzeitschriften niederschlagen. Gänzlich ignoriert wird das Wahlereignis natürlich nicht – nur mit einem Weitwinkel betrachtet: Die Beiträge in den »Perspektiven« untersuchen allesamt die Lage der Demokratie. *Franz Walter*, *Danny Michelsen* und *Ingolfur Blühdorn* entwickeln darin zu meist skeptische Perspektiven und mithin eine angesichts rauschender Wahlabende kritische Bestandsaufnahme.

Doch nicht nur in Wahlnächten, auch in der Politik im Allgemeinen, in der Freundschaft, beim Essen oder in der Musik, ob im Krieg, im Glauben oder bei der Arbeit und in der Freizeit – rauschhafte Erlebnisse haben schon immer Personen geprägt und Gesellschaften mitgeformt. Im Kleinen wie im Großen: Sie können der Treibstoff einzigartiger Leistungen sein, jedoch auch in wahnhafte Übersteigerungen führen. Die Rationalität, das vernünftige Handeln erscheint dagegen als weit weniger risikobehaftet. Allerdings, natürlich, meist auch kühler, berechnender, öder. Im Schwerpunkt widmet sich *INDES* diesem (vermeintlichen) Gegensatzpaar: Rausch & Rationalität.

In diesem Heft fragen wir: Wie viel Rausch tut gut? Und umgekehrt: Wie viel Vernunft ist »richtig«? Gibt es gar so etwas wie den berechneten Rausch und die rauschhafte Ratio? Welche »Rationalität« ist überhaupt gemeint? Wann ist z. B. vermeintlich unvernünftiges Verhalten doch rational (weil man einen bestimmten Zweck verfolgt), inwiefern kann man auch scheinbar irrationales

Handeln mindestens wertrational rechtfertigen? Mit der »Vernunft« ist es immer heikel – was ist schon »vernünftig«? Kann nicht auch der Überschwang »vernünftig« sein, wenn er z.B. den positiven Effekt des Spannungsabbaus hat? Dieser Gedankengang lässt sich immer weiterspinnen. Oder ist der »Rausch« per se zweckungebunden? Wer sich diesen Fragen stellt, dem wird – wie so oft bei komplexen Beschäftigungen – rasch klar: Einfache Antworten gibt es nicht. Die Auseinandersetzungen sind stets ambivalent. Ein Sowohl-als-auch durchzieht die Beiträge der vorliegenden *INDES* – macht sie aus diesem Grund interessant.

*Robert Feustel* weist einleitend darauf hin, Rausch und Rationalität nicht an unterschiedlichen Ufern zu suchen. Eine Erkenntnis, die sich auf das Feld der »praktischen Politik« übertragen lässt. So erläutern *Robert Lorenz* und *Matthias Micus* in ihrem Beitrag über ehemalige und derzeitige Politiker-Kohorten, wie aus Pathos Sachlichkeit wurde. *Vincenz Leuschner* fragt, ob Vertrauen und Freundschaft in der Politik vernünftig seien. *Lars Geiges* zeigt, dass Essen und Trinken – Verzicht und Völlerei – gleichermaßen Kraftquellen der Mächtigen darstellen können. Und *Teresa Nentwig* führt am Beispiel der Plagiatsaffäre zu Gutenbergs aus, dass dem politischen Skandal Ratio und Rausch zugleich innewohnen. Darüber hinaus schreibt *Torben Lütjen* über die Konjunkturen politischer Rationalität und untersucht den Technokratie-Begriff historisch. Er schreibt: »Mag sein, dass die Sprache der Politiker steril und blutarm geworden ist; doch Technokraten macht das noch nicht aus ihnen. Wenn Technokratie bedeutet, an eine höhere Rationalität zu glauben und dass die Wissenschaft ein Wissen bereitzustellen vermag, mit dem sich gesellschaftliche Konflikte wie von selbst auflösen – dann hat dieses Denken schon seit langer Zeit keinen herausgehobenen Platz mehr im politischen Mainstream.«

Welchen Reiz der Rausch auf Schriftsteller ausgeübt hat, dem geht *Jörg Magenau* in seinem Beitrag über die Arbeiten und Drogenexperimente Ernst Jüngers nach. Der Autor kommt zu dem Schluss: »Den Rausch zu leben, hieß für Jünger, ihn zu kontrollieren und in ein Forschungsgebiet zu verwandeln. Deshalb findet er nur in seinen Büchern statt. Im Text. Und in den Köpfen der Leser.« Den gelebten und erlebten Rausch, die Strahlkraft, die vom intellektuellen Mentor, vom »Meister« ausging, der die Apokalypse beschwor und die radikale Umkehr predigte, erkundet *Franz Walter* und zeichnet den gesellschaftlichen Abschied vom Phänomen des Gurus nach. »Zwar flackern spirituelle Bedürfnisse immer mal wieder auf«, resümiert Walter, vor allem jedoch »in einem sehr individualisierten Sinne als jederzeit austauschbare Angebote in den Regalen für Lebenshilfeprodukte.«

Doch gerade das Feld, das immer wieder exemplarisch für die »Macht der Zahlen« und strategisches Handeln herangeführt wird, die Wirtschaft, die Börse, zeigt sich bei näherem Hinsehen als Spielwiese des Rauschs. Ob Börsenkurse fallen oder steigen, ist beeinflusst von emotionalen Höhenflügen oder Angstreaktionen. Wie sich die Akteure am Rationalen berauschen, dem spürt *Christian von Eichborn* nach.

So haben wir versucht, mit diesem Schwerpunkt eine Art Kaleidoskop entstehen zu lassen, das zwischen den Polen – Rausch und Ratio – viele Bilder und Figuren entstehen lässt, die zum Nachdenken anregen. Und, nun ja, im besten Fall, wenn auch vielleicht nicht berauschen, so doch zumindest inspirieren.



# INHALT

## 1 Editorial

≡ Lars Geiges / Katharina Rahlf

## RAUSCH UND RATIONALITÄT

>> ANALYSE

## 8 »The unspoken thing«

Die Rationalität des Rauschs

≡ Robert Feustel

## 17 Politische Hochseilartistik

Freundschaft in der Politik

≡ Vincenz Leuschner

## 26 Kein Pathos, nirgends!

Über die Leidenschaftslosigkeit der politischen Eliten

≡ Robert Lorenz / Matthias Micus

## 37 Rausch *und* Ratio

Der Fall Gutenberg

≡ Teresa Nentwig

## 45 Von der Technokratie zum »Sachzwang«

Die Konjunkturen politischer Rationalität

≡ Torben Lütjen

## 54 Abschied von den Gurus?

Wo niemand mehr Jünger sein will, da werden auch die Meister rar

≡ Franz Walter

## 65 Pure Vernunft darf niemals siegen!

Das lohnende Leben in der Philosophie Robert Pfallers

≡ David Bebnowski

## 76 Blindes Vertrauen

Investmentbanker im Rationalitätsrausch

≡ Christian von Eichborn

- >> **KOMMENTAR** 84 **Der Rausch der Finanzmärkte und die Rationalität des Wohlfahrtsstaates?**  
Niklas Luhmanns Überlegungen zur Dynamik von Krisen  
≡ Thorsten Hasche
- >> **INSPEKTION** 92 **Kraftzentrum Küche**  
Völlerei und Verzicht als rauschhafte Antriebe der Mächtigen  
≡ Lars Geiges
- >> **PORTRAIT** 102 **Beraushtes Schreiben**  
Über die Arbeiten Ernst Jüngers  
≡ Jörg Magenau
- PERSPEKTIVEN**
- >> **ANALYSE** 110 **Gefahren der Demokratie**  
Skeptische Betrachtungen zur Lage  
≡ Franz Walter
- 122 **Ist das Politische noch zu retten?**  
Eine Bestandsaufnahme mit Hannah Arendt  
≡ Danny Michelsen
- >> **INTERVIEW** 131 **»Das etablierte Lamento trägt nicht zur Veränderung bei«**  
Das Konzept der Simulativen Demokratie  
≡ Ein Gespräch mit Ingolfur Blühdorn
- >> **REDE** 142 **Vor einem neuen Abschnitt der Geschichte?**  
Demokratie und Islamismus im Arabischen Frühling  
≡ Bassam Tibi





Franz Walter, Rausch und Rationalität

SCHWERPUNKT:  
**RAUSCH UND RATIONALITÄT**

# »THE UNSPOKEN THING«

## DIE RATIONALITÄT DES RAUSCHS

≡ Robert Feustel

Üblicherweise werden Rausch und Ratio als Gegenspieler verhandelt. Sie schließen sich aus. Wenn das eine im Spiel ist, muss das andere warten. Kultursoziologisch war lange die These prominent, der »Prozess der Zivilisation« (Norbert Elias) habe schrittweise das Licht der Vernunft gebracht und das Affektive, Rauschhafte auf der Wechselbank platziert, was heißt, dass es nur mehr gelegentlich zum Einsatz kommt. Auf der Bühne dieser grundlegenden Ordnung werden dann, so scheint es, alle weiteren Akte gespielt bzw. alle Debatten geführt. Während die einen ein »Recht auf Rausch« einfordern,<sup>1</sup> beschwören andere die Gefahren desselben Zustands.

So unterschiedlich die Positionen auch sind, so umkämpft das Thema auch sein mag, Rausch und Ratio (oder Vernunft) als Gegensatzpaar zu verhandeln, bindet sie zusammen. Zwar wird Rauscherfahrungen etwa seit dem frühen 19. Jahrhundert immer wieder die Eigenschaft zugeschrieben, Erkenntnisse oder Einsichten zu liefern. Sie zeigen vermeintlich etwas jenseits des »normalen«, vernunftbegabten, nüchternen Denkens und eröffnen auf verschiedene Weise den Raum, um das Denken (und damit die Vernunft) zu denken. Rauschdebatten beinhalten also eine Selbstbespiegelung des Denkens, die etwas über das zu erzählen verspricht, das jenseits einer Grenze ist. Zugleich liefern sie – gleichsam indirekt – Einblicke in die jeweiligen Vorstellungswelten des Vernünftigen. Die Beschreibungen dieser Erfahrungen und ihrer Verarbeitung entziehen sich jedoch, so scheint es jedenfalls, immer wieder explizit oder implizit Mustern klassischer Vernunft. Rauscherfahrungen scheinen erkenntnisbringend gerade durch ihre substantielle Unvernunft, gerade weil sie vermeintlich etwas einsichtig machen, das die Grenzen des rationalen Denkens sprengt.

Im Folgenden wird der Versuch unternommen, den Dualismus von Rausch und Ratio zu unterlaufen und darauf zu verweisen, dass die Unterscheidung

<sup>1</sup> Vgl. u. a. Ronald Siegel, *RauschDrogen. Sehnsucht nach dem künstlichen Paradies*, Frankfurt a. M. 1995; Terence McKenna, *Food of the Gods. A Radical History of Plants, Drugs and Human Evolution*, Rider 1999.



selbst bereits den *vernünftigen* Gedanken dieser Differenzierung voraussetzt. Wann immer der Rausch als Gegenspieler oder Herausforderung für Vernunft gedacht wird, hat die »List der Vernunft« bereits ihr Werk getan und die beiden scheinbar gegensätzlichen Kategorien erfunden. Spätestens mit dem Versuch, der Erfahrung ein sprachliches Gewand überzuwerfen und über Rauscherfahrungen zu sprechen, sind Vernunft und Rationalität auf die eine oder andere Weise am Werk. Rausch wird im Diskurs also immer schon rationalisiert, wenn seine Bedeutung kommuniziert werden soll. Jede Form sinnstiftender Kommunikation, jede Form des Sprechens bedient sich zwangsläufig rationaler und vernünftiger Mittel.<sup>2</sup> Natürlich mag es auch unvernünftige oder irrationale Argumente geben. Der Kurzschluss von Sprechen und Vernunft dient jedoch als theoretische Annahme, als heuristisches Instrument und notwendige Voraussetzung. Schließlich ist die Frage, was Vernunft bedeutet, auch in philosophischen Debatten undeutlich bzw. heftig umkämpft. Die minimale Grundlage lautet hier daher: Sprechen untersteht immer schon zumindest dem Versuch, sinnvoll und vernünftig zu sein. Die lexikalische Auswahl und vor allem eine »vererbte« syntaktische Struktur erzwingen ein Mindestmaß an Vernunft, die dann immer schon dem Rausch entgegensteht. Jacques Derrida beispielsweise kritisiert Michel Foucaults Versuch, dem Wahnsinn eine Sprache zu geben,<sup>3</sup> aus dieser Richtung und argumentiert, dass Sprechen (oder Schreiben) immer schon heißt, dem Wahnsinn zu entgehen.<sup>4</sup> Vershoben auf den Rausch bedeutet das: Sprechen heißt immer, den Rausch zu verfehlen. Aus zwei Blickrichtungen gilt es, den Dualismus von Rausch und Ratio infrage zu stellen. Zunächst anhand eines erkenntnistheoretischen Arguments, anschließend werden verschiedene Versionen, mit

<sup>2</sup> Zum Verhältnis von Vernunft und Unvernunft im Sprechen siehe vor allem Jacques Derrida, *Cogito und die Geschichte des Wahnsinns*, in: Ders., *Die Schrift und die Differenz*, Frankfurt a. M. 1976, S. 53–101.

<sup>3</sup> Vgl. Michel Foucault, *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*, Frankfurt a. M. 1973.

<sup>4</sup> Vgl. Derrida, *Cogito*.

Drogenerfahrungen umzugehen, im historischen Kontrast verdichtet gegeneinander gestellt.<sup>5</sup>

#### UFERLOS, FURIOS UND SCHWERLICH IN WORTE ZU GIESSEN

Einstweilen drängt sich also ein methodisches oder erkenntnistheoretisches Problem auf. Am Rausch hängt häufig das Versprechen, die sprachlich vermittelte, symbolische Ebene, das instabile Netz sprachlicher Zeichen, letztlich jede klassische Rationalität zu durchbrechen und etwas jenseits dieser unvollständigen, wandelbaren Ordnung ins Bewusstsein zu rufen. Rauschzuständen kommt mitunter die Rolle zu, die Vernunft selbst und mit ihr das Sprechen überhaupt als unangemessen und defizitär zu denunzieren und eine gewissermaßen vorsprachliche Wahrheit, das Reale, einsichtig zu machen. Sie gelten bisweilen als jenes »trojanische Pferd, mit dem die Vernunft (im allgemeinen) nicht fertig würde.«<sup>6</sup> Damit stünden Rauscherfahrungen nicht mehr auf der anderen Seite bzw. der Vernunft gegenüber, sondern über oder hinter ihr. Sie hebeln die Vernunft aus, statt ihr komplementäres Gegenüber darzustellen. Anders als der Wahnsinn, der nur im »Monolog der Vernunft« über ihn, also in einer »Sprache der Psychiatrie« repräsentiert wird,<sup>7</sup> hat der Rausch selbst eine Sprache bzw. viele geschwätzige Stimmen. Unzählige Prosastücke, theoretische Reflexionen und philosophische Argumentationen reiben sich am Thema Rausch. Sie sprechen mal im und mal vom Rausch, verweisen dennoch oft auf einen Bereich, auf ein Wissen, das die Vernunft aus den Angeln zu heben scheint. Über Rausch zu sprechen, heißt also zunächst nicht, eine (unmögliche) »Archäologie [des] Schweigens« zu versuchen,<sup>8</sup> wie es für den Wahnsinn der Fall zu sein scheint.

Dennoch verweist jedes Sprechen (oder Schreiben) über Rausch – ob als dionysische Bedingung der Kunstproduktion, als pharmakologische Überschreitung oder exzentrische Erfahrung eines politischen Kollektivs – auf ein konstitutives Problem. Wann immer vom Rausch gesprochen werden soll, wann immer entsprechende Erfahrungen den Horizont je individueller *Erfahrungen* verlassen und zum Gegenstand gesellschaftlicher Debatten, also zum Gegenstand des Diskurses werden, schleicht sich die Vernunft des Schreibens oder Sprechens ein. Jeder Versuch, die Bedeutung des Rauschs sprachlich einzukreisen oder zu fixieren, heißt, ihm (sprachlichen) Sinn angedeihen zu lassen. Das Sprechen über Rausch ist, anders formuliert, immer schon ein Stück weit vernünftig oder rational, weil man im Moment der Versprachlichung »bereits zum Feind und auf die Seite der Ordnung übergetreten [ist,] selbst wenn man in der Ordnung sich gegen die Ordnung auflehnt und sie in ihrem Ursprung in Frage stellt.«<sup>9</sup> Kurz: Entweder Rausch ist eine

5 Ausführlicher siehe Robert Feustel, *Grenzgänge. Kulturen des Rauschs seit der Renaissance*, München 2015.

6 Derrida, *Cogito*, S. 61.

7 Foucault, S. 8.

8 Ebd.

9 Derrida, *Cogito*, S. 61.

basale Erfahrung, über die sich nichts sagen lässt, oder die Vernunft, die Rationalität des Sprechens ist immer schon beteiligt, wenn derselbe Zustand mit Bedeutung versehen werden soll. Wenn also vom Rausch als reale Erfahrung bzw. als Erfahrung des Realen die Rede ist, wird vermutlich »niemals zu erklären [sein], was wirklich geschah.«<sup>10</sup>

Auch die uferlosen und teils furiosen Debatten zum Rausch und seinen philosophischen oder politischen Bedeutungen sind mitunter davon gezeichnet, dass eine singuläre Erfahrung schwerlich nur in Worte zu gießen ist. »Alles, was man schulmeisternd darüber vorgebracht, spricht an der Sache [dem Rausch] vorbei«, schreibt Ludwig Klages Anfang des 20. Jahrhunderts mit Blick auf romantische Debatten zum Rausch.<sup>11</sup> »Aber das sind Worte Mann! Und man konnte das nicht in Worte packen«, versucht Tom Wolfe den zum Scheitern verurteilten Versuch, vom LSD getragene *Sit-ins* und ihre »intersubjektiven« Momente der »All-Einheit« sprachlich einzuholen.<sup>12</sup> Auch Timothy Leary, der wohl das deutlichste und vielleicht ideologisch eindringlichste Rauschkonzept zu vermarkten versuchte, kommt nicht umhin einzugestehen, dass es letztlich unmöglich sei, Rauscherfahrungen »in Worten zu beschreiben (die immer lügen)«. <sup>13</sup> Dr. Duke schließlich, die autobiografische Romanfigur aus Hunter S. Thompsons »Fear and Loathing in Las Vegas«, schnallt sich einen extra dafür besorgten »hochempfindlichen Kassettenrekorder« um den Bauch, um den Rauschzustand aufzuzeichnen, weil er sich der Erinnerung und dem Verstand vermutlich entzieht. Als der Rausch, hervorgerufen durch verschiedene Substanzen, restlos die Oberhand gewinnt, rauscht auch das Tape nur noch und hinterlässt keine sinnvollen Spuren, wie der Lektor des Buchs bemerkt.

Wenn der Rausch regiert, bleibt nur Rauschen, und jedes sinnvolle Sprechen verstummt. Es ist also wenig zielführend, den Rausch *an sich* und seine Einsichten zu debattieren, weil er als »*the unspoken thing*« das buchstäblich »unfassbar Reale« aufruft,<sup>14</sup> an dem jede Übersetzung in zwangsläufig intersubjektive Sprache letztlich scheitert. »Man kann«, schreibt Bernhard Siegert, »das Reale nicht wissen, man kann immer nur wissen, was bereits Diskurs ist.«<sup>15</sup> Es mag befremdlich und etwas dröge erscheinen, dem Rausch als solchem ausweichen zu wollen, um gleichsam unüberwindliche Verständnisbarrieren zu umgehen – vor allem weil Drogenerfahrungen seit etwa zwei Jahrhunderten ein wiederkehrendes Thema sind. Und es bleibt sicher ein »schwer zu bemeisternde[s] Gefühl, irgendwie einen Verlust erlitten zu haben [...]. Dafür [gibt es] kein[en] Trost, außer der hilflos aufschiebenden Geste, daß man sich dann schon in etwa auf dem richtigen Weg befindet«. <sup>16</sup>

10 Hunter S. Thompson, *Angst und Schrecken in Las Vegas*, München 2005 [1971], 84.

11 Ludwig Klages, *Vom kosmogonischen Eros*, München 1922, 50.

12 Tom Wolfe, *The Electric Kool-Aid Acid Test*. Die legendäre Reise von Ken Kesey und den Merry Pranksters, München, 2009 [1968], S. 180.

13 Richard Alpert u. Timothy Leary, Vorwort, in: Alan Watts, *Kosmologie der Freude*, Darmstadt 1972 [1962], S. 11.

14 »Der Homunculus im Kopf erst löst aus dem unfassbar Realen eine erkennbare Realität des menschlichen Körpers heraus«, Philipp Sarasin, *Vom Realen reden? Fragmente einer Körpergeschichte der Moderne*, in: Ders.: *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*, Frankfurt a. M. 2003, S. 122–149, hier S. 123.

15 Bernhard Siegert, *Passagiere und Papiere*. Schreibakte auf der Schwelle zwischen Spanien und Amerika, München 2006, S. 48.

16 Norbert Schindler, *Widerstenstige Leute*. Studien zur Volkskultur in der frühen Neuzeit, Frankfurt a. M. 1992, S. 152.

Auch die wissenschaftliche oder theoretische Reflexion des Rauschs und seiner gesellschaftlichen oder politischen Rolle stößt an die gleiche erkenntnistheoretische Grenze. Wenn Sprache erst den nichtsprachlichen Dingen Bedeutung verleiht, hat sie konstruktive Kräfte und erschafft, um beim Thema zu bleiben, Rauscherfahrungen und ihre Bedeutung erst, statt sie nur (mangelhaft) abzubilden. Das heißt freilich nicht, dass über Rausch nichts Sinnvolles zu sagen wäre. Nur die Frage der Perspektive stellt sich auf andere Weise: Weder scheint es sonderlich ergiebig, Rausch als das grundsätzlich Andere der Vernunft zu fassen (weil dann nicht viel mehr als seine Existenz oder Konstruktion zu konstatieren wäre), noch führt es weiter, Rausch etwa medizinisch oder soziologisch völlig zu operationalisieren, da entsprechende Erfahrungen dann ihrer Widerspenstigkeit und ihrer je individuellen Realität beraubt wären.

Zwischen diesen Polen jedoch eröffnet sich ein weites Feld. Geschwätzig Rauschdiskurse erzählen vielleicht nicht *die* Wahrheit individueller oder kollektiver Rauscherfahrungen, weil sie (bzw. die Sprache selbst) dies nicht leisten können. Die Versuche, Rausch zu symbolisieren, spiegeln gewissermaßen den Möglichkeitsspielraum, den Rahmen, innerhalb dessen gleichsam vernünftig über Dinge gesprochen werden kann, die prinzipiell *off the record* sind, »das heißt außerhalb einer Aufzeichnung, außerhalb des Archivs«, wie Derrida schreibt. »Wir sind hier zu der schwierigen Frage des ›record‹, der Geschichte und des Archivs zurückgeführt worden. Gibt es ein ›Archiv-Außerhalb‹? Unmöglich, doch das Unmögliche ist ja genau das Geschäft der Dekonstruktion.«<sup>17</sup>

In anderen Worten: Die verschiedenen Versuche, Rauscherfahrungen in ein sprachliches Gewand zu hüllen, das heißt, sie ein Stück weit zu rationalisieren, verraten einiges über den Stand der Dinge, über Selbst- und Gesellschaftskonzepte, über das Denken und über politische Verhältnisse. Sie skizzieren quasi nebenbei und vielleicht eher unabsichtlich den Bauplan des Diskurses und legen Zeugnis davon ab, wie und wo die Grenze zwischen Rationalität und Unvernunft, zwischen Kultur und Natur gezogen wird – und wie das sprechende Subjekt sich selbst gewahr zu werden versucht. Sie verweisen auf Konstruktionen und ihre Grenzen, auf Sinn und Sinnzusammenbrüche. Vor dem Hintergrund einer solchen dekonstruktiven Lektüre spannt sich ein weiter Bogen von Rauschdiskursen, die teils sehr unterschiedlich einen vor- oder nicht-sprachlichen Zustand, eine Drogenerfahrung,<sup>18</sup> in den Bestand immer schon vernünftigen Wissens überführen wollen. Verschiedene epistemische Ordnungen symbolisieren Drogenerfahrungen unterschiedlich und sind damit beschäftigt, das konstitutiv Andere sprachlichem Sinn zu

17 Jacques Derrida, *Vergessen wir nicht: Die Psychoanalyse*, Frankfurt a.M. 1996, S. 28.

18 »Ich finde kein besseres Wort als Erfahrung«, schreibt Derrida und meint eine Erfahrung »im Sinne einer Reise, die die Grenze passiert«, eine Erfahrung als »Beziehung zum Anderen und die Öffnung gegenüber der Welt im allgemeinen«, Jacques Derrida, *Die Rhetorik der Droge*, in: Ders.: *Auslassungspunkte. Gespräche*, hg. v. Peter Engelmann, Wien 1998, S. 241–266, hier S. 255.



unterwerfen. Im gleichen Moment wird eine buchstäblich unfassbare Erfahrung mit Bedeutung versehen.

#### VON HEXENFLUG UND TEUFELSBUHLEREI ZU LSD-TRIP UND RAVE-KULTUR

Begriffsgeschichtlich – und bekanntlich führt erst der Begriff das »unfassbar Reale« seiner Bedeutung zu – lässt sich der Ausgangspunkt eines modernen Rauschdiskurses etwa Mitte des 18. Jahrhunderts finden. Zwar umschreibt das Wort selbst (*rüsch*) bereits seit dem 16. Jahrhundert alkoholisierte Zustände. Weitergehende, tiefere oder doppelbödige Codierungen liegen allerdings noch nicht in seinem Bedeutungshorizont.<sup>19</sup> Im Kontext einer entfesselten Aufklärungsdebatte, die ein mehr oder weniger konzises Vernunftdenken hervorbringen glaubt, zeigt sich Rausch erstmals als das Andere der Vernunft, als ihr buchstäblich unvernünftiges Gegenüber. Rauschsequenzen sind basale Sinnestäuschungen, Irritationen und Fehlleistungen eines von Drogen aus der Bahn geworfenen Gehirns. Besonders im Rückblick auf die Inquisitionspraxis des 16. und 17. Jahrhunderts taucht das Argument auf, Hexenflug und Sabbat, Teufelsbuhlerei und diabolische Monstren seien nichts anderes als vom Rausch hervorgerufene Fehlschlüsse der Verstandeskräfte, tanzende Bilder, die nichts mit der wirklichen Welt zu tun hätten.<sup>20</sup> Wenn die Imaginationen, überhitzt von Drogeneinflüssen, die Rückkoppelung im Wirklichen verlieren, produzieren sie Hirngespinnste und Einbildungen, berauschte Sinnestäuschungen. Eine solch strikte Gegenüberstellung einer »wirklichen Wirklichkeit« und berauschter Phantasien stellt, als Diskurs, eine Rationalisierung von Drogenerfahrungen dar. Sie überführt das »unfassbar Reale« auf spezifische Weise in den Bereich des Symbolischen. Und zugleich stabilisiert sich eine immer schon instabile Rationalität, indem sie ihr Gegenüber als Rausch dingfest macht und als Fehler ohne weitere Bedeutung konzipiert.

19 Vgl. Feustel, Kap. 1.

20 Beispielsweise: Johann Friedrich Rübel, Systematische Abhandlung von denen fast allgemein eingerissenen Irrthümern betreffend die Besitzung des Menschen vom Teufel, o. O., 1758.

21 Hier sei angemerkt, dass der Streit um die Bedeutung von Drogenerfahrungen, Ekstase usw. freilich nicht erst im 18. Jahrhundert beginnt. Mit dem *travelling concept* Rausch allerdings entspinnt sich ein verschobener Diskurs, der – und das scheint neu – Drogenerfahrungen und Rationalität in eine fundamentale Opposition zueinander setzt.

22 Vgl. Mieke Bal, *Travelling concepts in the humanities: A rough guide*, Toronto, Buffalo, London 2002.

Seither hat es viele teils sehr unterschiedliche Versuche gegeben, Drogenerfahrungen sprachlich einzuholen, ihren Erkenntniswert auszuleuchten und danach zu fahnden, was mit ihnen philosophisch, gesellschaftlich oder politisch anzufangen sei.<sup>21</sup> Die Klammer ist das »*travelling concept*« Rausch,<sup>22</sup> das dem Ganzen einen Namen gibt. Diese Versuche der sprachlichen Rationalisierung sind dabei herrlich widersprüchlich und zeichnen ein Bild der jeweiligen epistemischen Lage. Insofern sind die Diskussionen zum Rausch, das heißt die verschiedenen Versionen, das Reale ins Symbolische zu überführen, eine Art Seismograf für den Stand der Dinge.

Im 19. Jahrhundert etwa etabliert sich ein Verständnis des Rauschs entweder als Einsicht in die transzendente Seite des Menschen, die – de facto



immer etwas neben der sprachlichen Spur – im Rückblick auf eine buchstäblich inkommensurable Erfahrung behauptet wird.<sup>23</sup> Oder Rausch macht sich als Modellpsychose einen Namen, als künstlich hergestelltes Irresein auf Zeit, das (durch die Hintertür gleichfalls metaphysische) Einsichten über die allgemeine Struktur des Wahnsinns liefert.<sup>24</sup> Beide Versionen (die romantische und die psychiatrische), mit Rausch als Beschreibung einer Erfahrung des Realen umzugehen, rationalisieren diese – und sind sich erstaunlich ähnlich. Jeweils blitzt vermeintlich das Andere des Denkens und der Vernunft auf und wird Gegenstand ganzer Theorien.<sup>25</sup> Eine pathologische Sprache nimmt sich der Drogenerfahrungen an, und am Ende steht die Einsicht in eine ganz andere Wirklichkeit, die entweder *den* Fehler des Wahnsinns oder *die* metaphysische Wahrheit des Subjekts oder des Menschen preiszugeben verspricht. Außer ihrer Existenz lässt sich allerdings nicht viel über diese andere Wirklichkeit sagen.

Am Ende des 19. Jahrhunderts verschiebt sich die Funktion des Rauschs. Er dient nicht mehr dazu, eine andere Ebene – die Wahrheit des Subjekts oder Wahns – der Erkenntnis zuzuführen. Vielmehr wird ihm die Rolle zugeschoben, das Subjekt selbst aus den verkrusteten Klauen des *Logos* (Ludwig Klages) zu reißen und einem »Strom des Lebens« den Vortritt zu gewähren. Das Ideal einer »Ich-Zerstörung« (Gottfried Benn) taucht in dieser Zeit beharrlich auf, so vielfältig die Debatten zu Rausch und Drogen auch sind. Die Rationalisierung des Rauschs wechselt also die Spur. Die Bedeutung von Drogenerfahrungen verschiebt sich vom idealisierten Gegenspieler des Denkens (Transzendenz oder Wahnsinn) zu seinem fließenden und empfindenden Untergrund, den es ans Licht zu holen gilt. Und wiederum bleibt, dass es außer der vermuteten Tatsache eines »Stroms des Lebens« nichts Verständiges, Sinnhaftes oder Konkretes darüber zu berichten gibt. Die Bedeutung des Rauschs verkapselt sich erneut in formalen Bestimmungen. Der Rest bleibt Sache individueller Erfahrung und entzieht sich konsequent der sprachlichen Verarbeitung.

In den 1950er Jahren entwickelt sich eine neue Welle rauschaffiner Debatten, die eineinhalb Jahrzehnte später weite Teile der Populärkultur vor allem in den USA überspült haben wird. Ohne Frage nimmt sie Spuren älterer Rauschdiskurse auf und trägt Hoffnungen vor sich her, die bereits bekannt sind. Dennoch zeigen sich im Hype um LSD-25, Meskalin und Peyote andere Rationalisierungsweisen, andere Formen, einer Erfahrung ein sprachliches Gewand überzuwerfen und sie zu verstehen. Neben das quasi philosophische und bereits ältere Argument, das Bewusstsein müsse sich mit der Hilfe von Drogen entwickeln oder erweitern, gesellen sich Vorstellungen, die dem

23 Vgl. u. a. Thomas De Quincey, Bekenntnisse eines englischen Opiumessers, Leipzig 2009 [1822] oder Théophile Gautier, Romane und Erzählungen, hg. v. Dolf Oehler, Wiesbaden 2005. Später vor allem auch Charles Baudelaire, Les Paradis artificiels – Die künstlichen Paradiese. Sämtliche Werke und Briefe, Bd. 6, München 1991 [1860].

24 Vgl. Jacques-Joseph Moreau de Tours, Hashish and Mental Illness, New York 1973 [1845]. Edgar Allan Poe bringt es auf den Punkt: »Men have called me mad; but the question is not yet settled, whether madness is or is not the loftiest intelligence – whether much that is glorious – whether all that is profound – does not spring from disease of thought – from moods of mind exalted at the expense of the general intellect«, Edgar Allan Poe, The Complete Tales and Poems of Edgar Allan Poe, hg. v. Hervey Allen, New York 1938, S. 649.

25 Vgl. Gerhard Scharbert, Dichterwahn. Über die Pathologisierung von Modernität, München 2010.

psychedelischen Rausch die Funktion zukommen lassen, genetische Codierungen auszulesen und neuronale Potenziale zu erschließen.<sup>26</sup> Auf einmal scheint es möglich, die alten Muster des sozialisierten Ichs, die Maske des Egos und damit auch die altbekannte Instanz der Erkenntnis (das Subjekt) als unbedeutend zu entlarven, die vor dem Hintergrund viel größerer und reicherer Potenziale im Gehirn und im DNS-Code irrelevant zu werden scheinen. »Intersubjektivität« ist der Schlachtruf der psychedelischen Bewegung. Tom Wolfe etwa skizziert, wie psychedelische *Sit-ins* der 1960er Jahre von einem Wissen durchflutet waren, dass alle Beteiligten auf der gleichen Wellenlänge unterwegs seien, weit jenseits des altbekannten Individuums. »All-Einheit« herrschte, solange der LSD-Rausch seine Wirkung entfaltete. Das Subjekt, der oder die Einzelne, schien Geschichte. Im psychedelischen Trip zeigte sich, so die Tonart der Beschreibungen, eine grundsätzlich andere Existenz, eine neue Lebensform. Wenn der Rausch allerdings vorbei war, schnellten die Uhren wieder auf Null, alles auf Anfang. Zurück blieb nur die (formale) Beschreibung all dieser Erfahrungen, ihre blanke Existenz, ohne dass zu erklären wäre, was auf der DNS als phylogenetischem Gedächtnis tatsächlich steht, was die freigesetzten neuronalen Kapazitäten konkret für Veränderungen bewerkstelligen oder was genau die intersubjektiven Momente bedeuten und was Denken jenseits des individuellen Bewusstseins heißen mag. Für all dies schien jede Sprache unangemessen, weil Worte »immer lügen«.

Bleibt noch ein Blick auf aktuelle Debatten zu Rausch und Rationalität. Seit sich Ende der 1960er bzw. Anfang der 1970er Jahre die revolutionären Hoffnungen, die an Drogen und Rausch hingen, erledigt zu haben scheinen, gibt es eine Vielzahl teils sehr unterschiedlich verstandener Funktionen von Rausch. Eine Tendenz lässt sich vielleicht dennoch herausstellen: Rauscherfahrungen werden zunehmend als Vehikel zur Selbstoptimierung, zur Verbesserung der eigenen Kreativität oder Leistungsfähigkeit verwendet und schreiben sich damit in ein zeitgemäßes Modell ökonomischer Rationalität ein. Anfänge einer solchen Tendenz sind bereits im Kontext der Rave- und Technobewegung erkennbar, wenn die Wochenenden zwar der exzessiven Klubkultur gehören, diese aber den routinierten Alltag der Arbeitswelt nicht infrage stellen.<sup>27</sup> Während noch in den 1960er Jahren eine buchstäblich unbeschreibbare andere Wirklichkeit im Rausch auf ihre Entdeckung wartete, sind es jetzt Momente von »Normalität«, die geschmeidiger und schöner werden: Kein *drop out* mehr,<sup>28</sup> stattdessen ein effizienteres und kreativeres *keep on working*. Neben ein auch weiterhin heftig ideologisiertes Drogenproblem gesellt sich also ein Verständnis von Rausch, das immer näher an eine pharmakologische Kosmetik heranrückt und den Unterschied zwischen

<sup>26</sup> Vgl. u. a. Timothy Leary, Politik der Ekstase, Linden 1982.

<sup>27</sup> Vgl. u. a. Friedhelm Böppele u. Ralf Knüfer, Generation XTC. Techno und Ekstase, Berlin 1996.

<sup>28</sup> Diese Formulierung nimmt Bezug auf Learys berühmte Phrase des »*Turn on, tune in, and drop out*«.

Medikament und Droge stetig weiter verwässert (wenn es diesen je gab). Ein illustratives Beispiel liefert der 2011 erschienene Film »Ohne Limit« von Leslie Dixon. Dem Protagonisten gelingt es dank einer neuartigen Droge, Intelligenz, Erinnerungsvermögen und Konzentrationsfähigkeit zumindest kurzzeitig extrem zu verbessern und vorübergehend eine »perfekte Ausgabe seiner selbst« zu werden. Er lernt Sprachen nebenher, wird ein mathematisches Genie und registriert – auch empathisch – gleichsam alles, antizipiert daher Verhaltensweisen und ist immer einen oder zwei Schritte voraus. Der Preis dafür sind freilich gefährliche Abhängigkeitssymptome, die ihn beinahe das Leben kosten. Dixons Film verhandelt zwar nicht Rausch im klassischen Sinn, zeigt aber an, was das Ideal einer pharmakologischen Beeinflussung ist: Optimierung und Leistungssteigerung.

Im Schnelldurchlauf durch verschiedene Rauschdiskurse zeigen sich also sehr heterogene Versionen, eine Erfahrung des Realen zu greifen, ihr Sinn und Verstand und damit auch Rationalität zu verleihen. Genauer: Es gibt diverse Rauschdiskurse, die vielleicht oft mit dem Anderen der Vernunft spielen, selbst aber nie wirklich und vollständig unvernünftig sein können – es sei denn, über entsprechende Erfahrungen wird der Mantel eines »spirituellen Schweigens« gelegt.<sup>29</sup> Vielleicht ist es weniger interessant, was Rausch letztlich und tatsächlich ist, was seinen vorsprachlichen Wesenskern ausmachen könnte und ob rauschhafte Erlebnisse das Soziale gefährden, stärken oder unterlaufen. Ein historisierender Blick dagegen, der danach fragt, wie Rausch verstanden, verhandelt, verteuelt, verhaftet oder genutzt wird, liefert andere Einsichten. Damit werden Grenzfiguren und Überschreitungsmomente sichtbar, die einiges darüber erzählen, was als rational, vernünftig oder nüchtern gilt. Genauso wie die Bedeutung des Rauschs erst im zwangsläufig vernünftigen Sprechen Kontur gewinnt, braucht die Vernunft ein Gegenüber, gewissermaßen als Spiegelbild. Die konkreten Formen historisch unterschiedlicher Rauschdiskurse verraten also einiges darüber, welches Selbstbild das vernünftige Denken von sich erschafft. Schließlich gibt es viele Kippunkte und Diffusionen. Wenn beispielsweise der DAX, die Anleger oder im Zweifel beide »im Rausch« sein können,<sup>30</sup> hilft es wenig, Rausch und Rationalität an unterschiedlichen Ufern zu suchen.

<sup>29</sup> Mladen Dolar, *His Master's Voice. Eine Theorie der Stimme*, Frankfurt a. M. 2007, S. 45.

<sup>30</sup> Vgl. »Dax im Rausch des billigen Geldes«, online einsehbar unter <http://boerse.ard.de/marktberichte/dax-im-rausch-des-billigen-geldes100.html>; Catherine Hoffmann, »Anleger im Rausch. Frühlingserwachen an der Börse«, online einsehbar unter <http://www.sueddeutsche.de/geld/anleger-im-rausch-fruehlingserwachen-an-der-boerse-1.444858> [beide eingesehen am 12.07.2013].



**Dr. Robert Feustel**, geb. 1979, Politikwissenschaftler, arbeitet an der Universität Leipzig. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Politische Theorie, Medientheorie, Historische Anthropologie und Subjektphilosophie.

# POLITISCHE HOCHSEILARTISTIK

## FREUNDSCHAFT IN DER POLITIK

≡ Vincenz Leuschner

Es ist wieder Bundestagswahlkampf in Deutschland und daher ist zu erwarten, dass sich journalistische Analysen und Beiträge häufen, die sich mit den Beziehungen der Spitzenpolitiker untereinander beschäftigen und mögliche Freundschaften und Feindschaften ausloten. Der Subtext derartiger Beiträge wiederholt sich dabei in der Regel: Zwar ist die Politik in vielerlei Hinsicht nicht ohne persönliche Beziehungen und informelle Netzwerke denkbar, aber »wahre Freundschaften« gibt es im Feld der Macht nicht, allenfalls Seilschaften und Vetternwirtschaft!

Augenscheinlich interessiert das Publikum in der Phase der Wahlvorbereitung die Bühne, die sich hinter den Programmgesichtern und Wahlplakaten verbirgt; vermutlich in der leisen Hoffnung, dort etwas Menschliches, Allzumenschliches zu entdecken. Das Thema Freundschaft in der Politik eröffnet ein narratives Feld, welches emotionale Anteilnahme und Identifikation ermöglicht – das Feld der großen Shakespeare'schen Dramen von Freundschaft, Verrat und Untergang, mit Rollenbildern wie »edlen Helden«, »jungen Wilden« und »Königsmördern«. Freundschaften sind dabei ein idealer Zugang, da jeder Beobachter Verbindungen zu eigenen alltäglichen Erfahrungen herstellen kann und sich moralische Vorstellungen aktivieren lassen, die auf die Politik projiziert werden.

Mit der Frage nach dem Stellenwert von Freundschaften in der Politik wird implizit nach der Moralität und Tugendhaftigkeit von Politikern gefragt, getreu dem Motto: *»Zeige mir deine Freunde und ich sage Dir, wer du bist!«*. Letztlich wird jedoch nicht nur eine Bewertung des einzelnen Politikers vorgenommen, sondern die Frage nach den Freundschaften ermöglicht auch einen Blick auf die Grundstrukturen des politischen Feldes als Ganzes: Das überaus verblüffende Ergebnis dieses Lackmustests ist zumeist, dass es in der Politik »nur« um Macht geht – skandalös!

Was ist abseits dieses schmalen Erkenntnisgewinns noch zum Thema Freundschaften und Politik zu sagen? Sind Freundschaften in der Politik vollkommen irrational? Und reicht es aus, alltägliche Vorstellungen privater Freundschaft an die Politik anzulegen und dann festzustellen, dass damit in

diesem Feld wenig zu holen ist? Das Bild, welches bei einer kritischen sozialwissenschaftlichen Betrachtung des Verhältnisses von Politik und Freundschaften entsteht, ist wesentlich bunter, denn es kommt darauf an, wie man die Begriffe Freundschaft und Politik jeweils versteht und definiert! Preston King und Graham M. Smith<sup>1</sup> bringen es auf den Punkt, wenn sie meinen, dass weniger die Frage Beachtung verdient, *ob* Freundschaft einen Platz in der Politik hat, als vielmehr die Frage, *welchen* Platz und *welche Art* von Freundschaft. Statt einer simplen Gegenüberstellung sind also Differenzierungen notwendig und daraus wiederum lassen sich erhellende Einsichten sowohl über Politik als auch über Freundschaften gewinnen.

## DAS POLITISCHE FELD

Um zu einem angemessenen Verständnis des Verhältnisses von Freundschaft und Politik zu kommen, ist zunächst zu bestimmen, wie sich das Feld der Politik für heutige Berufspolitiker darstellt, um danach beschreiben zu können, welchen Platz und welche Funktion Freundschaften darin haben.

Mit Pierre Bourdieu lässt sich das politische Feld als ein Kampffeld verstehen, in dem es um die legitime Durchsetzung von Sicht- und Teilungsprinzipien der sozialen Welt geht und somit um die Frage, wie das Zusammenleben der Menschen innerhalb eines geographischen Territoriums gestaltet werden soll. Politik ist somit ein Kampf um Ideen – genauer: um Ideen, die Anhänger mobilisieren und damit auch immer ein Kampf um Macht.<sup>2</sup> Das politische Feld folgt, wie auch andere soziale Felder, einer Eigengesetzlichkeit und stellt ein Universum mit eigenen Bewertungskriterien dar, die in anderen sozialen Mikrokosmen keine Gültigkeit haben. Jeder, der das Feld betritt und an der feldeigenen Auseinandersetzung teilnimmt, unterwirft sich dieser Eigengesetzlichkeit. Betrachtet man das Feld aus der Perspektive des Berufspolitikers, so zeigen sich dabei vier wirkmächtige Strukturprinzipien, die jedoch uneindeutige und teilweise gar widerstreitende Handlungsorientierungen erzeugen:

Erstens findet das Handeln politischer Führungsgruppen in modernen Demokratien immer vor den Augen einer Öffentlichkeit statt und muss sich vor dieser Öffentlichkeit legitimieren. *Öffentlichkeit* ist somit der zentrale Referenzpunkt politischen Handelns. Abseits der öffentlichen Vorderbühne beinhaltet Politik jedoch immer strategisches Handeln, wobei Intransparenz, Geheimhaltung und verdeckte Vorbereitungsstrategien eine entscheidende Rolle spielen. Zweitens geht für den Berufspolitiker mit der Übernahme eines öffentlichen Amtes die Verpflichtung einer strikten *Trennung von Amt und Person* einher. Er hat seine persönlichen Interessen, Meinungen und

<sup>1</sup> Preston King u. Graham M. Smith, Introduction, in: *Critical Review of International Social and Political Philosophy*, Jg. 10 (2007) H. 2, S. 117–123.

<sup>2</sup> Vgl. Pierre Bourdieu, *Politik*. Schriften zur politischen Ökonomie 2, Konstanz 2010.

Beziehungen hinter der pflichtgemäßen Ausführung seines Amtes und der Erfüllung seiner Aufgaben zurücktreten zu lassen. Um jedoch politisches Kapital zu akkumulieren und seine Wiederwahl zu sichern, muss er überall persönlich in Erscheinung treten und als »Menschenfischer« Unterstützung für seine Person generieren.

Drittens ist abseits aller harmonischen Politikentwürfe das entscheidende Strukturelement des politischen Feldes die *Dominanz der Auseinandersetzung*. Die alltägliche Lebenswelt stellt sich dem einzelnen Berufspolitiker als ein Kampffeld dar, in dem er auf der Ebene der sachlichen Auseinandersetzung, der Ebene der Konkurrenz um Ämter und der Ebene des Kampfes um mediale Aufmerksamkeit mit anderen Feldteilnehmern konkurriert.<sup>3</sup> Gleichzeitig ist für Berufspolitiker die Erfahrung elementar, dass sie nichts allein durchsetzen können und auf allen Ebenen der politischen Auseinandersetzung auf Unterstützer, Verbündete und Partner angewiesen sind. Sie müssen sich mit anderen zusammenschließen, um zum Erfolg zu kommen, denn als Einzelkämpfer haben sie keine Chance, sich durchzusetzen.

Viertens ist der Berufspolitiker eingebettet in ein *überkomplexes System* verschiedenster Bezugsgruppen und ihrer jeweiligen Erwartungen und Interessen, die er aufgrund seiner Funktion zu einem Ausgleich bringen soll. Seine Antwort auf diese überkomplexen Einbindungszusammenhänge ist die eigene Spezialisierung sowie das Spiel mit den Verhaltenserwartungen, die sich entlang seiner verschiedenen Mitgliedschaften und Bezugsgruppen ergeben. Er orientiert sein Verhalten an den bestehenden formalen Verfahren der politischen Entscheidungsprozesse mit dem Wissen, dass hinter diesen Verfahren immer handelnde Personen und persönliche Kommunikationsprozesse stehen. Für die Orientierung und Navigation in diesem Feld widerstreitender Handlungsorientierungen entwickeln Berufspolitiker im Zuge ihrer politischen Sozialisation einen spezifischen Sinn für das politische Spiel, der sich, ebenfalls mit Bourdieu, als »Praxissinn« beschreiben lässt. Der Praxissinn erlaubt es dem Berufspolitiker, sich im Feld »normal« zu verhalten und hilft ihm dabei, den alltäglichen Unsicherheitszonen und Ambivalenzen zu begegnen. Ein ganz wesentlicher Teil dieses Praxissinns sind die Techniken des Umgangs mit persönlichen Beziehungen oder, anders ausgedrückt, die Fähigkeit zur Führung politischer Freundschaften.

#### FREUNDSCHAFT EIN FALSCHER BEGRIFF?

Was ist nun mit politischen Freundschaften gemeint? Schafft das Feld der Politik einen eigenen Modus von Freundschaft? Um diese Fragen befriedigend zu beantworten, ist zunächst ein kurzer Blick auf das Phänomen

3 Vgl. Rainer Paris, Tücken der Macht. Das Beispiel der Politik, in: Ders., Normale Macht. Soziologische Essays. Konstanz 2005, S. 27–60.

Freundschaft im Allgemeinen notwendig. Im Gegensatz zu anderen Beziehungsbegriffen lässt sich Freundschaft nur schwer eindeutig definieren. Wie Graham Allan schreibt, ist der Begriff der Freundschaft ein »relationales Label«<sup>4</sup> und die so bezeichneten Beziehungen unterscheiden sich je nach Kontinent, Geschlecht, Alter und sozialer Gruppe. Da Freundschaft nicht wie bspw. Ehe, Partnerschaft oder Nachbarschaft durch klare von außen erkennbare Merkmale zu identifizieren ist, bleibt Freundschaft letztlich an die innere Bestimmung der beteiligten Personen gebunden, die damit auf etwas Gemeinsames rekurren.

Trotzdem lassen sich bestimmte zeithistorisch gebundene Freundschaftsvorstellungen finden, die von den Mitgliedern einer Gesellschaft mehr oder weniger geteilt werden. Das heute dominierende Freundschaftsverständnis versteht Freundschaft als eine in freiwilliger Gegenseitigkeit konstruierte, symmetrische, persönliche Privatbeziehung zwischen Nicht-Verwandten, die sich durch Intimität und emotionale Nähe auszeichnet<sup>5</sup> und die jenseits instrumenteller Zweckmäßigkeit gedacht wird.<sup>6</sup> Legt man diese Vorstellung an die alltägliche Lebenswelt und die Beziehungen von Berufspolitikern an, so wird deutlich, dass bestimmte Grundbedingungen dieser Vorstellung, wie eine klare Unterscheidbarkeit von Privatem und Öffentlichem oder instrumenteller Zweckmäßigkeit und Selbstzweckdienlichkeit im politischen Feld kaum gegeben sind. Es ist demnach müßig, nach dieser Form der Freundschaft zu suchen. Vielmehr gilt es herauszufinden, wie die spezifische Eigenart enger persönlicher Beziehungen von Berufspolitikern beschaffen ist und welche Probleme sich damit für sie verbinden.

## ZUM NUTZEN PERSÖNLICHER BEZIEHUNGEN

Zunächst ist festzustellen, dass ohne ein Netz verlässlicher persönlicher Beziehungen keine Politik zu betreiben ist. Die geschilderten Strukturprinzipien des Politikbetriebs machen es notwendig, dass etwa die öffentliche Auseinandersetzung zuvor in geschützten Kommunikationsräumen geheim vorbereitet wird. Angesichts medialer Dauerbeobachtung in der heutigen Mediendemokratie funktionieren viele sachpolitische Entscheidungsprozesse nur dann noch, wenn Beziehungen vorhanden sind, in denen das gegenseitige Vertrauen besteht, dass keiner der Beteiligten Informationen »durchsticht«. Persönliche Beziehungen stellen Möglichkeiten der Diskussion zur Verfügung, die sich der öffentlichen Bewertung entziehen und in denen offener Sachdiskurs, Meinungsbildung und argumentatives *Sparring* verwirklicht werden können – auch um eigene politische Standpunkte zu hinterfragen, bei eigener Unsicherheit mit politischen Themen ehrliche Einschätzungen

4 Vgl. Graham Allan, *A Sociology of Friendship and Kinship*, London 1979.

5 Vgl. Ursula Nötzoldt-Linden, *Freundschaft. Zur Thematisierung einer vernachlässigten soziologischen Kategorie*, Opladen 1994.

6 Vgl. Axel Honneth, *Das Recht der Freiheit. Grundriß einer demokratischen Sittlichkeit*, Berlin 2011.





zu erhalten und die eigene Meinung in einem geschützten Rahmen zu entwickeln und zu testen.

Vertrauensvolle persönliche Beziehungen werden zudem für eine Informationsselektion und vertrauliche Beratung benötigt, um somit Komplexität zu reduzieren. Angesichts einer fragmentierten, hochkomplexen und beschleunigten politischen Lebenswelt lässt sich die Handlungsfähigkeit nur erhalten, wenn die Vielfalt von Informationen selektiert und die Geschwindigkeit des politischen Alltagsgeschäftes reduziert werden. Über die Einbindung in verlässliche und authentische Beziehungen realisieren sich für Berufspolitiker außerdem soziale Bedürfnisse wie Anerkennung, Identifikation und Schutz. Sie sind wichtig für eine lebensweltnahe Identifikation und Integration und stellen ein wichtiges Kompensationsmittel für fehlende Privatsphäre, psychische Beanspruchung und familiäre Belastungen dar, die allesamt nicht

öffentlich kommunizierbar erscheinen. Nicht zuletzt erweitern persönliche Beziehungen im Bereich der Erlangung, Absicherung und Erweiterung von Machtpositionen und der Organisation von Mehrheiten die Handlungsmöglichkeiten des Berufspolitikers. Der freiwillige Austausch von Unterstützungsleistungen, wie Stimmabgaben, Fürsprachen, Empfehlungen oder die Überzeugung Dritter sind wesentliche Garanten langfristiger Positionssicherung. Im Überblick dieser Anwendungsgebiete persönlicher Beziehungen (z. B. Geheime Vorbereitung, Komplexitätsreduktion) wird deutlich, dass die Etablierung enger persönlicher Beziehungen aus Sicht des Berufspolitikers nicht nur rational, sondern sogar überlebensnotwendig ist. Gleichzeitig zeigt sich, dass diese den dargestellten Strukturprinzipien des politischen Feldes (Öffentlichkeit, Komplexität) diametral entgegenstehen.

Nun kann man sicherlich behaupten, all diese Leistungen wären auch über die Etablierung professioneller Netzwerke oder strategischer Seilschaften zu gewährleisten, doch dieses Argument greift zu kurz. Insbesondere derzeit populäre Netzwerkansätze scheinen davon auszugehen, dass Vertrauen und Kooperationsbereitschaft in persönlichen Beziehungen mit Blick auf die erhofften Wirkungen instrumentell herstellbar sind. Dies ist jedoch nicht der Fall. Vielmehr braucht es dafür Beziehungen, die aus sich heraus einen Verpflichtungscharakter entwickeln und nicht allein auf purem Nutzenkalkül basieren – die also an einem Sinnhorizont von Freundschaft orientiert sind.

Gerade Berufspolitiker entwickeln im Laufe ihrer professionellen Sozialisation eine spezifische Form des Misstrauens, da sie im Umgang mit anderen Feldteilnehmern nie sicher sein können, ob der Andere nicht möglicherweise ein Konkurrent oder Gegner ist und eine freundschaftliche Gesinnung nur aus strategischen Gründen vortäuscht. Verlässliche persönliche Beziehungen sind für sie daher von entschieden anderer Qualität als Abmachungen auf der Grundlage kalkulierter Interessen. Während strategische Machtallianzen und instrumentelle Netzwerke nur solange Bestand haben, wie *tit for tat* der gleichmäßige Austausch gegenseitiger Leistungen gelingt, beinhalten persönliche Beziehungen, die an einem Sinnhorizont von Freundschaft orientiert sind, einen Vertrauensvorschuss. Leistungen müssen nicht ständig bilanziert und explizit eingefordert werden, sondern realisieren sich von selbst und werden als Ausdruck der freundschaftlichen Verbundenheit verstanden. Ein ehemaliger Fraktionsvorsitzender beschreibt dies sehr eindrücklich:

*»Aber wenn man es einfordern muss und es nicht mehr selber einfach gegeben wird, ist es für mich schon zu spät. Also für mich entscheidet sich [politische Freundschaft] ob ich sie noch einfordern muss oder ob ich sie habe; oder ob ich Sie gebe*

*oder ob der andere sie einfordert. [...] Sobald man in der Politik das einfordern muss, gehört man schon der Katz. [...] Wenn man dann auf die Leute zugeht und sagt massiv: ›Du musst!‹ dann ist das schon eine Überforderung. Der muss schon selber sehen: Entweder er fühlt sich auch verbunden, dann weiß er selber, was er zu tun hat, oder ruft an und fragt: ›Kann ich was machen?‹ und wenn er nicht anruft, dann weiß ich auch, dass er nichts machen kann oder will.«<sup>7</sup>*

## POLITISCHE FREUNDSCHAFTEN

Möchte man diese Beziehungsform nun auf den Begriff bringen, so bietet es sich hierfür an, von »politischen Freundschaften« zu sprechen. Damit sind politisch bedingte, dauerhafte, verlässliche und vertrauensvolle Austauschbeziehungen gemeint, die gleichwohl an einem Sinnhorizont der Freundschaft orientiert sind und sich dahingehend von rein strategischen Machtallianzen oder instrumentellen Netzwerken abgrenzen lassen. Nichtsdestotrotz handelt es sich bei diesen Beziehungen nach wie vor um Zweckbeziehungen. Im Unterschied zu privaten Freundschaften fehlt ihnen deren typische Bedingungslosigkeit und Zweckfreiheit. Sie sind immer schon durch das politische Feld präformiert.

In diesem Zusammenhang sind insbesondere Narrative über berühmte politische Freundschaftspaare (Helmut Kohl und Michail Gorbatschow, Helmut Schmidt und Valéry Giscard d'Estaing, Egon Bahr und Willy Brandt) kritisch zu bewerten. Sie folgen der immer gleichen personalisierenden Logik »Große Männer machen die Geschichte« und verkennen dabei die vorgängige politische Bedingtheit dieser Beziehungen. Politische Freundschaften basieren vordergründig nicht auf persönlicher Sympathie, sondern vielmehr auf der Erfahrung gemeinsamer Praxis und der Passung des politischen Stils. Ihre wichtigsten Eigenschaften sind Diskretion und Verschwiegenheit nach außen, Authentizität und Verlässlichkeit nach innen sowie die Norm, sich freiwillige Hilfe zu leisten. Daraus resultierende Bindungsmechanismen sind der Austausch von Geheimnissen, Treue als zeitlicher Effekt erfahrener Verlässlichkeit sowie Gabentausch auf der Grundlage generalisierter Reziprozität.

Als konkrete lebensweltliche Beziehungen sind politische Freundschaften immer dadurch gekennzeichnet, dass sie über zwei Beziehungsebenen verfügen: zum einen die Ebene der persönlichen Kenntnis und Verbundenheit, auf der sich die Teilnehmer der Beziehung als persönliche Freunde, Partner, Bekannte begegnen; und zum anderen die Ebene des rollenspezifischen Verhältnisses, da mindestens einer der Partner Teilnehmer im politischen Feld ist und dort eine konkrete Position einnimmt. Dieses Nebeneinander der zwei Beziehungsebenen unterscheidet politische Freundschaften einerseits von

<sup>7</sup> Vincenz Leuschner, Politische Freundschaften. Informelle Beziehungen im Deutschen Bundestag, Baden-Baden 2011, S. 155.

privaten Freundschaften, in denen allein die persönliche Verbundenheit dominiert, und andererseits von sachlich-strategischen Bündnissen oder rein kollegialen Beziehungen auf der Ebene politischer Rollen und organisationaler Positionen. Persönliche Verbundenheit und Rollenverhältnis bezeichnen die beiden Pole, zwischen denen sich politische Freundschaften bewegen. Politische Freundschaften sind jedoch nicht nur durch dieses interne Spannungsverhältnis gekennzeichnet, sondern auch durch ein äußeres.

### FREUNDSCHAFTSFALLEN

Wie bereits dargestellt, stehen politische Freundschaften den formalen Anforderungen und geforderten Umgangsformen zwischen Feldteilnehmern entgegen. Während die Verhaltensnormen des politischen Feldes eine Orientierung an formalen Richtlinien und den Regeln politischer Klugheit implizieren, fordern politische Freundschaften eine Handlungsorientierung an Freundschaftsnormen. Politische Freundschaften sind, damit sie als solche funktionieren und die gewünschten Effekte hervorbringen, notwendigerweise immer exklusiv und folgen partikularen Verhaltenserwartungen. Aufgrund dieser Eigenschaften kommt es häufig zu Situationen, in denen freundschaftliche Verpflichtungsmechanismen und daraus resultierende Freundschaftsdienste den Verhaltensnormen des politischen Feldes entgegenstehen. Daraus ergeben sich Probleme, die als »Freundschaftsfallen« zu bezeichnen sind und regelmäßig in der politischen Berichterstattung verfolgt werden können. Ist zum Beispiel die gegenseitige Abhängigkeit aufgrund freundschaftlicher Verpflichtungsmechanismen zu groß, besteht die Gefahr des Autonomieverlustes des beteiligten Politikers und er handelt entgegen der formalen Erwartungen, die an ihn gestellt werden, in manchen Fällen gar entgegen der eigenen Interessen. Ein einschlägiges Beispiel hierfür ist etwa die politische Freundschaft von Klaus-Rüdiger Landowsky und Eberhard Diepgen in Berlin, die letztlich zum politischen Untergang beider Politiker führte.

Eine weitere Freundschaftsfalle entsteht, wenn man meint, man würde eine rein private Freundschaft führen, die politisch keine Relevanz besitzt. Sicherlich entstehen auch im politischen Feld, wie in jedem anderen Berufsfeld, über die Zeit sowie gemeinsame Erfahrungen und Erlebnisse Freundschaften, die sich im Privatleben neben bzw. nach der Politik fortsetzen, doch für den Berufspolitiker kann es de facto keine reine Privatbeziehung geben, da er sich immer im politischen Feld bewegt. Auch private Freundschaften sind nicht davon ausgeschlossen, in bestimmten Situationen zum Gegenstand der politischen Auseinandersetzung werden, etwa wenn, wie im Falle Christian Wulffs, eine Begünstigung privater Freunde durch die Nutzung





## Die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit des Bundesjustizministeriums

V&R



Manfred Görtemaker / Christoph Safferling (Hg.)

### **Die Rosenberg**

Das Bundesministerium der Justiz und die NS-Vergangenheit –  
eine Bestandsaufnahme

2. Auflage 2013. 373 Seiten, gebunden

€ 49,99 D

ISBN 978-3-525-30046-6

**eBook** ISBN 978-3-647-30046-7

Der Band bietet eine Bestandsaufnahme der bisherigen Forschungen zur Justiz in der Bundesrepublik Deutschland mit Blick auf die NS-Vergangenheit von 1949 bis Anfang der 1970er Jahre.

Im Mittelpunkt steht die Frage, wie man insbesondere im Bundesjustizministerium, das von 1950 bis 1973 seinen Sitz in der »Rosenburg« in Bonn hatte, mit den Belastungen umging, die sich aus dem »Dritten Reich« ergaben. Untersucht werden nicht nur Fragen, die den Personenkreis im BMJ betreffen – etwa die Kriterien und Maßstäbe bei Einstellung und Beförderungen. Auch zentrale Themen der Rechtspolitik werden diskutiert, u.a. die Verfassungsentwicklung nach 1948/49, die Gesetzgebung im »Dritten Reich« und der Bundesrepublik sowie die strafrechtliche Aufarbeitung der Justizverbrechen in der Nachkriegszeit.

ISBN: 978-3-525-80004-1



Vandenhoeck & Ruprecht